

Der Weg des Generalvikars Dr. Aloys Marquardt

Auf dem behelfsmäßigen Schreibtisch hackte ein Weckerührchen mit kleinen Schnabelhieben Sekunde um Sekunde. Unentwegt sprach dazu eine gedämpfte Männerstimme. Sie hatte die unverkennbaren Merkmale des ostpreußischen Idioms, das hart gesprochene R und das oft behäbig-breit klingende E. Manchmal klang sie etwas mühsam, aber die Schweigepausen waren nur da, um neuen Atem zu holen. So verging eine halbe Stunde — eine ganze — und noch eine halbe. Ein Roman läßt sich in dieser Zeit erzählen, und doch war es am Ende nur die knappe Schilderung dessen, was ein Mensch in zehnjähriger Gefangenschaft gefühlt und mitgemacht hatte — nur eine Andeutung der Einsamkeit und der Härte eines gesichtslosen Apparates, nur eine Skizze aus traurigen Farben: aus dem nackten Weiß der Zellenwand, der schwarzen Düsternis einer Taiga-Nacht,

im Unterstand und erklärten, der Bischof möge die Stadt verlassen, damit die Bevölkerung seinem Beispiel folge. Wenn er sich nicht aus freien Stücken dazu entschlöße, müsse ein entsprechender Befehl gegeben werden. So fuhr der Oberhirte über das Frische Haff nach Danzig und wurde hier, da er erkrankt war, von einem Lazarettzug aufgenommen, der ihn über Berlin nach Halle brachte. Generalvikar Dr. Marquardt und der bischöfliche Sekretär, Domvikar Parschau, wurden am 10. Februar zur ersten Vernehmung fortgeführt. Ein polnischer Dolmetscher machte aus dem Generalvikar einen General des Volkssturms und ließ sich nicht korrigieren. Es folgten Vernehmungen im Hauptquartier zu Insterburg. Vernehmungen bei Tag und Nacht über Lebenslauf, amtliche Tätigkeit, über das Bistumsarchiv, über das Verhältnis zur Partei. Man war zuerst in einem Keller eingesperrt zusammen mit armen, kranken, verlausten Soldaten und Zivilisten, dann standen die moderigen Mauern des alten Insterburger Zuchthauses um die Gefangenen. Man aß am Tage eine Blechschale voll Suppe und sonst nichts. So wurde Dr. Marquardt krank und kam für vier Wochen ins Lazarett. Am 11. Juni gaben ihm die Sowjets den Entlassungsschein — er war frei.



Dr. Aloys Marquardt
ehemals Generalvikar vom Ermland

durch die der Wind fetzige Schneefahnen jagt, aus dem stumpfen Grau von Menschengesichtern auf ihrem Zug ins Nirgendwo. Der Mann redete, und das mäßige Auf und Ab seines Tonfalls hörte sich an wie der Tritt erschöpfter Füße.

Bald wieder arbeiten

Er ist ein Geistlicher. Er heißt Dr. Aloys Marquardt und war der letzte Generalvikar des Bistums Ermland. Man hatte ihn schon abgeschrieben, hatte ihm Nachruf gewidmet, denn bis Frühjahr 1955 war man ohne Lebenszeichen von ihm. Aber er kehrte zurück, wenn auch krank. Im Westberliner St. Gertrauden-Krankenhaus steht man dem hochgewachsenen Herrn gegenüber, einem Hünen mit ungebeugtem Rücken, dessen akkurater, kurzgeschnittener Scheitel noch kein graues Haar aufweist. Das Herz wolle nicht mehr recht, sagt er, und dann seien es Beschwerden mit dem Kreislauf. Aber er wolle bald wieder arbeiten, „irgendwo in der Verwaltung könnte ich noch meinen Mann stellen, und ein Plätzchen wird sich wohl finden lassen.“ Jetzt ist er 65 Jahre alt.

Nummer 423 ist — so berichtet Guido Zöllner im „Rheinischen Merkur“ — ein stilles Zimmer im vierten Stock. Es hat die übliche Krankenhausausrüstung, eine weißlackierte Bettstelle, ein Sofa, den verstellbaren Servierarm, die Wassernische mit der blankgeputzten Installation. Auf dem Schreibtisch steht eine geschnittene Madonna, an der Wand hängt ein Kreuzifix, darunter blüht ein Alpenveilchenstock. Das hohe Fenster blickt in den düsteren Winternachmittag, Wilmersdorf ist Wohnviertel, die wimmelnden, vielstimmigen Wege der Großstadt Berlin liegen weitab. Der Heimkehrer im kurzen, schwarzen Priesterrock berichtet sehr sachlich — ohne Erregung, ohne Gehässigkeit, höchstens mit dem Unterton der Enttäuschung: „Wie haben sie uns hingehalten, jahrelang ohne Verhör, dann haben sie ein Urteil gesprochen ohne Gerichtsverfahren, und alles nach dem Ehrenwort eines sowjetischen Offiziers, der versprochen hatte, daß wir nur eine kurze Auskunft zu geben brauchten und in längsten zehn Tagen wieder entlassen seien.“ Alle Daten, alle Stationen und die Namen vieler Bewacher und Inquisitoren — „sicher waren es nur Decknamen“ — stehen reihenweise auf einem großen weißen Blatt, das zur Befragung auf dem Tisch bereitliegt. Die Hilfe ist aber kaum nötig, denn die Dinge haben sich eingepreßt wie Schnitte, die ein Arzt mit dem Messer vornahm.

„General des Volkssturms“

Am 12. Januar 1945 hatten die Sowjets die Warschauer Front durchbrochen, am 21. standen sie schon in Allenstein, und in den ersten Februartagen schossen sie bereits in die Bischofsstadt Frauenburg. Gestapoleute erschienen

Major: der Generalvikar möge mitkommen zu einer kurzen Unterredung über das Bistumsarchiv. Über das Archiv war doch schon alles notiert — dachte Dr. Marquardt —, die Kisten hatte man seinerzeit nicht mehr auslagern können, sie standen transportbereit, und der Domschatz, die wertvollen Geräte, Paramenten, Bilder, die Kopernikus-Handschriften lagen gesichert im Heizkanal des Domes. Was wollte der Russe also? Nun, er gab sein Ehrenwort: „In längsten zehn Tagen wird alles bestens erledigt sein.“ Dr. Marquardt stieg mit dem Sekretär in die schwere, schwarze Limousine, sie stiegen auf dem Flugplatz auch in die Militärmaschine — und waren in der Nacht in Moskau. Die Stadt bekamen sie nicht zu sehen, man brachte sie direkt in eine Dadscha etwa vierzig Kilometer südlich. Am Morgen bemerkten sie rundum einen dichten Bretterzaun, sie sahen Wachsoldaten und eine Wirtin, die stumm in der Küche hantierte. Und dann fing die Zeit zu kriechen an.

Nach vier Wochen erschien wieder der Major: „Gute Hoffnung, nur noch ein wenig Geduld!“ Nach sechs Wochen der Wachoffizier: „Noch vierzehn Tage, nicht mehr!“ Dr. Marquardt: „Wir wurden dann in eine andere, heizbare Dadscha gebracht. Zuerst trugen wir unsere Priesterkleidung, ich hatte noch die Römerweste und den Gehrock aus dem Berliner Krankenhaus an. Als es Winter wurde, bekamen wir Wattejacken und Wattehosen und Filzstiefel wie die Soldaten. Im Frühjahr 1946 brachte man uns Zivilkleidung, auch Unterwäsche, und 1947 nochmals einen Jacketanzug. Die Verpflegung war bald schlechter geworden, die Behandlung blieb korrekt. Der Wachoffizier ging mit spazieren und besorgte Lektüre aus Moskau.“

Die Anklage

Vom Mai 1947 ab werden Dr. Marquardt und Sekretär Parschau als Internierte geführt. In der Küche des Landhäuschens herrscht jetzt Mangel, im Zimmer Langeweile, im Flur sitzt die bange Erwartung. Im Juni 1948 bringt man die beiden nach Moskau ins Lubljanka-, später ins Letortowskaja-Gefängnis. Vom Anzug werden ihnen die Knöpfe abgeschnitten, man nimmt ihnen Hosenträger, Kragen, Krawatte weg. Dann müssen sie auch den Schott und das Neue Testament abliefern. Nie werden sie mit anderen Gefangenen zusammengebracht; wenn auf dem Flur jemand naht, heißt es: „Gesicht an die Wand!“ Mit geducktem Genick machen sie ihre Spazierstunden. Nachts brennt in der Zelle eine Lampe, deren grelles Leuchten durch die müden Augenlider dringt. Alle zwei Minuten fällt die stählerne Kontrollklappe. In unregelmäßiger Folge wird gefilzt: mit allen Sachen in den Untersuchungsraum — ausziehen! Es ist scheußlich. Erst im September 1950 begannen die Vernehmungen. Der Beamte fragt: „Warum sind Sie hier, wir besitzen keine Unterlagen?“ Schließlich bekennt er, daß eine Verhandlung seither vom Ministerium für Staatssicherheit nicht gewünscht wurde. Ende August 1951 tritt als Inquisitor ein Spezialist auf, er weiß Bescheid über Hirtenbriefe, päpstliche Enzykliken. Dr. Marquardt und Parschau sind jetzt getrennt. Im September wird Anklage erhoben: Spionage für den Papst. Dr. Marquardt liegt zur Last, daß er zweimal in amtlicher Eigenschaft nach Rom gereist ist und im Frühjahr 1945 dem Vatikan brieflich über

Schluß Seite 4

Inzwischen hatten die Polen die Verwaltung übernommen. Dr. Marquardt begab sich nach Allenstein, um sich über das Schicksal des Bistums zu informieren und seinen Dienst wieder anzutreten. Der Woiwode war ein jüdischer Lehrer und weigerte sich, mit einem Deutschen zu verhandeln. Polnische Geistliche waren dabei, überall ihre Vorgänger zu verdrängen. Dr. Marquardt protestierte. Die Antwort: „Sie haben binnen drei Tage das polnische Verwaltungsgebiet zu verlassen!“ So hatte der ehemalige Generalvikar Abschied zu nehmen. In Landsberg a. d. Warthe wurde er ausgeplündert und aus dem Zug gewiesen. Zu Fuß wanderte er weiter, „wie ein Bettler“ sprach er unterwegs an den Türen um Wäsche und Brot vor. Vom Himmel brannte die Sommersonne. So erreichte er Berlin und fand im St.-Josephs-Krankenhaus zu Tempelhof Aufnahme. Hier sah er seinen Bischof wieder, der kurz darauf jenen bitteren Kampf mit Kardinal Hlond auszufechten hatte, bei dem ihm der Pole mit Hartnäckigkeit den Verzicht auf das Bistum zumutete.

In zehn Tagen . . .

Das war die erste Phase der Leidenszeit Dr. Marquardts. Nun schien die Welt für ihn wieder geordnetere Formen anzunehmen. Während er in seinem Bericht fortfährt, greifen die breiten Hände nach den Bügeln der schwarzen Hornbrille — das mit Leukoplast geflickte Stück, das er aus der Gefangenschaft mitbrachte, ist jetzt ausgerangiert und liegt wohl als Andenken in der Schublade. — Mitte August 1945 erschien im St.-Josephs-Krankenhaus zusammen mit Sekretär Parschau ganz plötzlich ein sowjetischer

Wir brachten in Folge 52 vom 24. Dezember 1955 einen Bericht über die Heimkehr des Generalvikars Dr. Marquardt aus russischer Gefangenschaft. In diesem war unter anderem gesagt, daß Dr. Marquardt den größten Teil des Weges aus Ostpreußen nach Berlin zu Fuß gegangen und im Spätsommer 1945 in Berlin angekommen ist, zerlumpt, barfuß, verhungert, im Rinnstein hockend wurde er von einem Konfrater erkannt und in ein Tempelhofer Krankenhaus gebracht.

Generalvikar Dr. Marquardt teilt uns jetzt in einem Brief den Sachverhalt mit. Er schreibt unter anderem:

Ich bin nach meiner ersten Haftentlassung aus dem Internierungslager Insterburg am 11. Juni 1945 mit Domvikar Parschau nach Allenstein gegangen, wo inzwischen schon die polnische Zivilverwaltung eingerichtet war, und begann, mein Amt wieder auszuüben, soweit das unter den damaligen Verhältnissen möglich war. Infolge eines Ausweisungsbefehls nach Berlin durch den Vize-Woiwoden mußte ich Allenstein am 30. Juli 1945 verlassen. Auf der Reise dorthin bin ich meiner Sachen, die mir mildtätige Menschen in Allenstein gegeben hatten, beraubt und hinter Landsberg a. d. Warthe mitten in der Nacht von betrunkenen sowjetischen Soldaten aus dem Zuge geworfen worden, so daß ich von da ab zu Fuß nach Berlin gehen mußte, bis ich schließlich einen Vorortzug erreichte. Auf einer Untergrundstation traf mich ein bekannter Konfrater, der mich nach Weißensee ins Pfarrhaus brachte. Ich bin weder zerlumpt noch barfuß gewesen, noch habe ich am Rinnstein gehockt. Nach zwei Tagen wurde ich dann in das Joseph-Krankenhaus in Berlin-Tempelhof aufgenommen.

In Alexandrowsk habe ich nicht zehn Jahre gesessen. Ich wurde bis Juni 1948 auf einem einsamen Landhaus gefangengehalten, dann saß ich ohne Verhör und ohne Angabe eines Grundes dreieinhalb Jahre in Moskauer Gefängnissen, und erst im Dezember 1951 schaffte man mich nach einer Voruntersuchung und Verurteilung getrennt von Domvikar Parschau nach Alexandrowsk.

Der Weg des Generalvikars Dr. Aloys Marquardt

Schluß von Seite 3

die Entwicklung in Ostpreußen Bericht erstattet hat. Das angekündigte Gerichtsverfahren bleibt aus, dafür erscheint am 12. Dezember in der Zelle ein Offizier und liest das Urteil von einem kleinen Zettel ab: Mit Wirkung vom 16. April 1945 fünfzehn Jahre Gefängnis. Keine nähere Begründung. Als Zellengenosse taucht danach der sächsische Gauleiter Jordan auf...

Als Sträfling in Sibirien

Im stillen Berliner Krankenzimmer verblaßt das Zwielicht des düsteren Nachmittags langsam zur frühen Dämmerung. Es ist kaum noch möglich, die Augen des Sprechers unter den schweren Lidern zu verfolgen, während er die wohl schwerste Etappe seines Weges schildert. Am 26. Dezember geht der überfüllte Gefangenewagen nach Sibirien ab. Die Verpflegung besteht unterwegs aus Brot, Wasser, Salzheringen. Tscheljabinsk, Omsk, Nowosibirsk, Irkutsk liegen im Schnee begraben. Am 18. Januar 1952 wird Alexandrowsk erreicht. Hier im Gefängnis saßen einmal Lenin und Stalin, jetzt frieren in den großen Zellen Deutsche, Österreicher, Japaner, jeweils bis zu dreißig Mann beisammen, lauter Politische. Die meisten sind Offiziere, die man serienweise abgeurteilt hat. Dr. Marquardt und Sekretär Parschau erhalten Sträflingskleider. Zur Arbeit werden sie nicht herangezogen, es mangelt ihnen darum auch die Gelegenheit, sich etwas Geld zu verdienen. Ein lettischer Jude, ein Mohammedaner aus dem Kaukasus, ein japanischer Offizier helfen aus, sie schenken Bleistift und Papier. Zweimal am Tag gibt es Kohlsuppe, dazu fünf Gramm Fleisch, neun Gramm Zucker, 150 Gramm Brot. Darin bohrende Hunger macht die Leute krank. So liegt Dr. Marquardt bald im Gefängnislazarett. Im Sommer 1953 wird bei ihm noch eine alte Tuberkulose wieder aktiv. Bis zum September 1955 bleibt er in der Zelle der Tb-Kranken. „Seit dem Tode Stalins war die Lage erträglicher, wir durften auch tagsüber auf den Pritschen liegen, die Wachmannschaften kümmernte sich kaum um uns.“

Die Tagesneuigkeiten lasen sie in der „Prawda“ und im SED-Organ „Neues Deutschland“. Auch Radio konnte gehört werden. So wußten sie über die deutsch-sowjetischen Vereinbarungen vom Tage ab Bescheid. Für manchen, der sich bereits für Lebzeiten in der Zelle eingerichtet hatte, waren es Nachrichten von vertrackter Unwirklichkeit. Die Begnadigung wurde den Betroffenen einzeln verkündet. Am 14. September war die Moskauer Konferenz zu Ende gegangen, am 20. wurde schon die erste Gruppe aus Alexandrowsk per D-Zug nach dem Entlassungslager Swerdlowsk in Marsch gesetzt.

Es müssen dort noch furchtbare Wochen gefolgt sein. Dr. Marquardt spricht über die Vorgänge mit Zurückhaltung, aber man kann sich die Situation vorstellen: einige tausend Mann auf engem Raum beisammen, Leute, die in langen Jahren von Hoffnungslosigkeit und Schwermut wie von einem Dunstschleier eingesponnen waren, ihnen erschien plötzlich die Erlösung, sie glaubten die Tage abzählen zu können — da wurde die Entlassungsaktion wieder abgeblasen, man kennt das Argument der Sowjets: die deutsche Regierung habe ihre Verpflichtungen nicht eingehalten... Zuviel für mürbgewordene, kleingläubige Menschenherzen — und alles war wieder Lagerkoller, schlimmer denn je, alles war Angst, Verzweiflung, weil das Leben ein zweitesmal verlorenzugehen drohte. Dämme brachen, und es geschahen Wahnsinnstaten, die nur der Psychiater erklären kann. Die Besonnenen waren Tag und Nacht dabei, zu beschwichtigen, zu vermitteln, neue Hoffnung zu wecken.

In den zehn Wochen des Aufenthalts in Swerdlowsk stand Dr. Marquardt viermal an Gefangenengräbern, um die kirchlichen Zeremonien zu vollziehen. Es waren für ihn wieder die ersten priesterlichen Amtshandlungen seit dem 17. August 1945, an dem er seine letzte Messe gelesen hatte.

Das Tor öffnet sich

Das Lagertor öffnete sich dann doch am 6. Dezember. Im Abenddämmer des 14. lief der Transport in Fürstenwalde ein. „Deutsche Demokratische Republik.“ Vor die Waggonreihe schob sich sofort ein langer Güterzug, um die Heimkehrer den Blicken der Bevölkerung zu entziehen. Der SED-Funktionär appellierte: „Dankt eure Rückkehr dem allverehrten Präsidenten Wilhelm Pieck und der Großmut der friedliebenden Sowjetunion!“ Im Sondertrieb-

wagen kam Dr. Marquardt mit der Westberliner Heimkehrergruppe zum Bahnhof Zoo, um nach langer Wanderung zuerst einmal bei seinem 75jährigen Bruder auszuruhen. Sein Leidensgefährte, der Domvikar Parschau, folgte mit dem Transport, der Mitte Januar in Friedland eintraf. Er hat sich inzwischen dem Bischof von Hildesheim zur Verfügung gestellt.

Die Odyssee ist zu Ende. Sachlich wie der Bericht nimmt sich die Bewegung aus, mit der Dr. Marquardt jetzt die Papiere auf den Tisch zurückschiebt. Was aus seinem Heimatbistum geworden ist? Er antwortet: „Viel weiß ich nicht, aber eigentlich bestehen jetzt zwei Diözesen, eine personelle in Westdeutschland — der Kapitularvikar mit den Priestern und Gläubigen, Domdekan von Ermland bin immer noch ich — und eine geographische, räumliche, in der ein polnischer Administrator regiert. Er hat seinen Sitz in Allenstein. Die Geistlichen marschieren vielfach auf der politischen Straße mit, der Glaube tritt in mancherlei Masken auf. Der Frauenburger Dom steht noch, er wurde offensichtlich geschont. In Braunsberg sprengte die SS die katholische Akademie und die Kirche, die Sowjets zündeten später das Priesterseminar an. Das Ermländer Bistumsarchiv und der